

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 19 (1914-1915)
Heft: 10

Artikel: Ein Flug in die Ferne : Erinnerungen an meinen Aufenthalt als Erzieherin in China : (Fortsetzung)
Autor: Munzinger, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-311085>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mit dem Schleier des Erbarmens bedeckt sie die Schuld ihrer Feindin und sie selbst wandelt unter diesem Schleier, um ihre Lieben nicht leiden zu machen. „Es war schön bei dir, Harro unter dem Schleier der Gisela“ sind der Scheidenden letzte Worte.

Und ihm weist sie noch über ihren Tod hinaus den Weg. Die Kunst soll fürderhin ihm Trost und Lebensinhalt sein, sie selbst hat ihn gelehrt, wie man in ein Werk seine Seele legt.

Aus einer so traurigen Geschichte soll nun Krafterneuen und heiteres Licht kommen? Eine Leserin hat gar behauptet, sie sei vor lauter Überwältigtsein beinahe krank geworden.

Dem, der da grübeln will und erläutern und erklären und alles verstehen, dem mag's schlimm ergehen. Man darf nur bescheiden sagen, dass es auch im Seelenleben mehr Dinge gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt, und im übrigen muss man das Kunstwerk hinnehmen und dankbar sein für seine tauklare Reinheit. Diese wird auf unsere müden Alltagsseelen erfrischend und stärkend wirken. In diesem Sinne also hilft uns die Dichtung, wie selten eine, zum Krafterneuen.

L. W.

Ein Flug in die Ferne.

Erinnerungen an meinen Aufenthalt als Erzieherin in China von *M. Munzinger*.

(Fortsetzung.)

Und weiter die Meerreise. In Penang liessen wir unsere gemütlichen Freunde Holländer, die sich auf ihre Zuckerplantagen und -fabriken zerstreuten. Dann begleitete uns im Süden ein dunkler Landstreifen, Sumatra, und endlich landeten wir in Singapore, wo es schon von Chinesen wimmelt. Und weiter, immer weiter — nach Hongkong, das gleich Colombo der Stolz der Engländer ist. Die Hügel sind bewaldet, in den Gärten blühen Rosen, unzählige Rosen, auf der Höhe, die die Bucht beherrscht, stehen Hotels, und eine Drahtseilbahn führt uns bequem hinauf. Der Berg, genannt Rigi, war besät mit feuerfarbenen Rhododendren und Orchideen und der Ausblick auf Stadt, Bucht und Meer unbeschreiblich.

Dann kamen endlich einmal Tage mit etwas Sturm, wie mir schien; doch als ich von einem Matrosen die Bestätigung dazu wollte, sagte er, indem er die kurze Pfeife in die andere Mundecke schob und gemütlich an seinen Tauen weiter hantierte: „Ne, kleene Bøe“. Und doch waren die Wellen bisweilen haus- hoch und klatschten ein übers andere Mal auf das Mitteldeck. Wenn das Schiff ein Wellental durchquerte (wobei sich übrigens die Schnelligkeit der Bewegung schätzen lässt), sahen wir bis zu unterst den Schiffsbauch. — Als wir dann endlich vor Shanghai landeten, war es doch Zeit gewesen, denn der gefürchtete Wirbelsturm oder Tai-fun stand gemeldet.

Eine Steam-Lunch brachte uns vom Meere draussen nach Shanghai, und somit war ich auf chinesischem Boden fest. Ich ging zu Fuss ins nahe französische Hotel. Mein Gepäck besorgte die Lloydagentur auf den Dampfer „Mei-Lee“, der mich ins Landinnere bringen sollte.

Mir blieb vorläufig nichts anderes zu tun, als zu Mittag zu speisen und dann in einem Sampan nach der „Mei-Lee“ zu fahren. Sampan nennt sich das Ein-

runderboot mit niedrigem, runden Verdeck, dessen Ruder der Kuli nicht etwa seitlich bewegt, sondern hinten am Schiff damit hin- und herschwänzelt, direkt den Fischen abgesehen! Bei der „Mei-Lee“ wollte mich der Gauner nicht aussteigen lassen, bis ich ihm das vierfache der Taxe bezahlt hatte. Auf derlei muss man eben in China gerade so gefasst sein wie in Europa.

Droben empfing mich der Boy, wies mir die Kabine an, in der mein treuer Begleiter, der Kabinenkoffer, stand und mir ein Zeichen war, dass ich mich noch immer im sichern Schutze des Norddeutschen Lloyd befand. Ich ass bald zu Nacht, und weil sich keine europäische Seele zeigen wollte, kam ich mir ganz schrecklich verlassen vor und zog mich zurück. Am Morgen waren wir schon weit draussen auf den gelben, uferlosen Wassern des Yangtsekiang. Ich bekam endlich den Kapitän zu Gesicht und Offiziere und Maschinist, europäische Landsleute. Als einziger europäischer Passagier wurde ich ordentlich verwöhnt, namentlich mit Lenzburger Erdbeerkonfitüre! Ich durfte auch das Schiff besehen; es war ein grosser dreistöckiger Flussdampfer, in der Form einer Nürnberger Spielzeugarche Noah nicht unähnlich. Zu oberst befand sich die I. Klasse für Europäer, unten II. und III. für Chinesen. Dort lagen die Leute, auch am Tage, in wattierte Decken gehüllt auf hölzernen Schragen, die etwa aussahen wie die Äpfelhürden in unsern Kellern. Mehr Komfort braucht der Chineser auch zu Hause nicht zum Schlafen. — Oben im Speisesalon, durch den der Mast ging, hatte ich schon am ersten Abend eine ordentliche Anzahl von Gewehren um den Mast gereiht gesehen. Auf meine Frage, wem diese Vorsichtsmassregeln gelten, erhielt ich die wenig beruhigende Antwort: „Den etwaigen Überfällen“. Dann wieder liess ich mir sagen, was der beinahe unausgesetzt Tag und Nacht sich wiederholende und unartikulierte Ruf bedeute. Ich wurde zur Kommando-Brücke geführt, bei der ein Chineser stand und unermüdlich das Senkblei auswarf. „O — o badää“ rief er dann beruhigend beim Zurückziehen, und das war Englisch — sollte es vielmehr sein — und „no bottom“ heissen. Bei der ungeheuren Tiefe des Yangtse ist die Schifffahrt zwar leicht möglich, kann aber bei den wandernden Sandbänken etwa einmal bös gehindert werden. Unser Kapitän Mülleitner hätte etwas davon erzählen können, aber er schwieg, bis es mir unglücklicherweise einfiel, beim Abschied Uhlands Verse ins Fremdenbuch zu schreiben: „Hart stösst es auf am Strande“ usw. Der gute Mann, der just auf der letzten Reise fest auf einer Sandbank gesessen hatte, glaubte, dies sei eine boshafte Anspielung meinerseits, verteidigte sich mit vielen Worten — und weihte mich somit ein.

Fünf Tagereisen flussaufwärts. — Die zweite Nacht schon schreckte mich ein Geschrei und Geheule, dass ich sofort an unsere Gewehre denken musste. Es waren aber nur harmlose Chinesen, vielleicht auch etwas weniger harmlose Salzschnuggler (Salz ist teuer in China!), die mit einem Boot voll Ware auf dem Wasser gewartet hatten und dann kreischten und zetterten, damit man ihr Wurfseil auffange und sie so lange ins Schlepptau nehme, bis das Zeug aufgeladen sei. Das Schiff verlangsamte dabei nur wenig die Fahrgeschwindigkeit.

Die Tage brachten viel Wechsel, beinahe jeder ein gänzlich verändertes Bild. Waren heute die Ufer so entfernt und flach, dass wir auf einem uferlosen See zu schwimmen schienen, so fuhren wir morgen durch einen gebirgigen Engpass. Bald sahen wir endlose Gräberfelder, die aus der Ferne aussahen wie Äcker mit unzähligen Maulwurfhaufen, dann wieder fuhren wir an alten Städten vorbei, wie an Nanking, der gutummauerten, die ihr Inneres neidisch verbirgt

und höchstens die Spitzen ihrer Pagoden und Tempel vom Fluss aus sehen lässt. Nanking war für mich der Inbegriff einer chinesischen Stadt. Im Innern habe ich sie zwar nie sehen dürfen, und wahrscheinlich war es besser so für meine Illusion! Denn die prächtige Residenz der tätigen Mingdynastie liegt seit der Teipingrevolution (1864) gebrochen, und in den Schlupfwinkeln der eingestürzten Paläste und Tempel haust ein Volk in Elend und Hunger. Die einstige Millionenstadt hat auch keinen rechten Handel und so sind verhältnismässig nur wenig handeltreibende Europäer dort niedergelassen. Dafür zieht es die Missionare immer wieder nach Nanking, wie nach den andern Städten des Elends in China. Sie wollen dabei nicht den Leuten einen andern Namen für ihren Gott aufzwingen, sondern das Vorbild der werktätigen Liebe wollen sie geben und somit den einzelnen leidenden Volksschichten helfen. Selbst in Jahren, da die Ernte nicht fehlgeschlagen, und in Gegenden, wo sie überhaupt nie fehlschlägt, ist es keine Seltenheit, dass die Menschen an Hunger sterben, in Nanking ist es Regel. Wie oft habe ich bei den europäischen Kaufleuten im Osten verächtlich von der Mission reden hören. Mit ihrem Fanatismus verderbe sie alle freundschaftlichen Beziehungen, die Europa so mühsam mit China angeknüpft habe, lautete allgemein das Urteil. Aber die von der Mission gesättigten Chinesen beklagen sich über keinen Fanatismus.

Kiu-Kiang ist mir noch in Erinnerung geblieben, die Stadt, in der man Silber kauft. Laden an Laden reiht sich, und in diesen silberne Gefässe und Truhen, Figuren und Spangen, getriebenes und glattes Silber, lauter Handarbeit. Vieles echt chinesisch, viel aber auch schon den europäischen Bedürfnissen angepasst, wie Serviettenringe, Tischkartenständer und ähnliches. Die dekorativen Muster sind hauptsächlich: der stachelige Drache, Götzen, Bambusornamente, auch die Chrysanthemen.

Neben diesen Städtebildern bleiben mir für immer gegenwärtig zwei male-
rische Klosteranlagen. Wie beim „Eisernen Tor“ die Donau, so zwingt sich der Yantse mit seiner Wassermenge mehrmals durch Engpässe. An zwei solchen Stellen steht dazu noch mitten im Flussbett eine Insel. Die eine, schlank, graziös, beinahe turmartig, heisst „Die kleine Waise“, die andere, etwas massiger, „Die grosse Waise“. Beide sind dicht mit Bäumen bewachsen und durch das Geäste sahen wir uraltes, massives, graues Gemäuer, schön geschwungene Arkaden, und wären die Fischschwänze an den Dächern nicht gewesen und die echt chinesischen Tempeltürmchen, wir hätten geglaubt, ein italienisches Bergkloster zu sehen.

Es war übrigens das einzige Mal, dass ich auf dieser Strecke so viele Bäume beieinander sah. Kahle, zerrissene Gebirge wechselten mit ebenso kahlem Hügel- oder Steppenland. Ich hatte später Gelegenheit, auch die Folgen der Abforstung zu sehen, das ist weithin überschwemmtes Land.

Am fünften Abend fuhren wir in Hankow ein, wo ich aber noch nicht ganz an meinem Bestimmungsorte war. Am nahen linken Ufer reihten sich echt europäische Villen und Bauten an europäisch-orientalische Geschäftshäuser, und auch das ziemlich entfernte rechte Ufer, wo die chinesischen Administrationsgebäude, Kasernen und Militärschulen stehen, grüsste sehr zivilisiert herüber.

Hankow, das von der letzten chinesischen Revolution her bekannt sein dürfte, ist eine Millionenstadt und besteht eigentlich aus drei Teilen. Hankow selbst, am linken Ufer, ist der Marktplatz im grossen Stil, wo ganze Stadtteile europäisch sind, und namentlich die grossen russischen Teefabriken sich befinden. Über dem Flusse, am rechten Ufer, liegt Wutschang, der Sitz der chinesischen

Regierung, mit dem Namen des Vizekönigs, den Kasernen und Militärschulen die meist deutsche Lehrer und Instrukturen haben. Dann liegt noch zwischen dem sumpfigen Winkel, den der Hanfluss mit dem Yangtsekiang bildet, Hanyang, die Fabrikstadt. Dort war auch die staatliche Pulverfabrik, in der der Vater meiner Zöglinge als Direktor amtierte, ferner ein grosses Eisenwerk, eine Zündholzfabrik, Seifenfabrik, Ziegelei u. v. a. In einem flinken Motorboot, das der schweizerische Chef der deutschen Firma Arnhold & Karberg mir und dem mich abholenden Boy zur Verfügung gestellt hatte, fuhren wir nach Hanyang hinüber. Einmal vom europäischen Quai entfernt, kamen wir in ein unbeschreibliches Gedränge von schweren chinesischen Dschunken, mit scheinbar ebenso schwerfälligem Segelwerk, mit hochaufragenden, verschnörkelten Schiffsenden, Boote, die den alten nordischen Wiginkerschiffen ähnlich sind. Zu Tausenden lagen sie da und stauten sich namentlich in der Mündung des Hanflusses. Wollte sich eines dieser Schiffe losmachen, so gab es ein Rufen und Schreien mit unartikulierten Lauten, wie mir schien. Auf all diesen Schiffen fällt uns im Gegensatz zum übrigen China ein beständiges Reinemachen und Wachsen auf. Wer ein Schiff besitzt, hält es hoch in Ehren. Nie wird es mit Schuhen betreten — eben aus Reinlichkeitsgründen.

Sie kommen meist weit her aus dem unbekanntesten Innern, bringen Tee, Baumwolle, Seide, Bambusrohr und das so seltene Holz. Die ganze Familie reist mit, Frau und Kind, Grossvater und Grossmutter und auch die Schwiegermama, die in China ebenso übel beleumdet ist wie bei uns. Die Schiffsbesitzer geniessen auch schon ein gewisses soziales Ansehen. Die Kinder, namentlich die Mädchen und die ganz kleinen, sind aufgeputzt, haben gemalte Bäckchen, grellfarbige Bändchen und Zotteln in die winzigen Zöpfchen geflochten und werden auch verwöhnt wie unsere Babies. Die kleinen Füsschen der Frauen und Kinder sind nirgends so übel angebracht, wie auf diesen Tschunken. Oft weniger als 10 cm lang — 15 ist schon ein ganz gemeines Mass und lässt auf gewöhnliche Familien schliessen —, erinnerten sie mich an die Ziegenhufe. Die chinesische Frau kann selbstverständlich nur ganz unbehilflich gehen, hebt die Arme gewohnheitsmässig auseinander und balanciert damit wie unsere Seiltänzer. Dass dabei von Arbeit keine Rede sein kann, ist begreiflich. So werden denn auch in China eine Menge Arbeiten, zu denen in Europa die Frauen „von Natur her bestimmt“ sind, von Männern besorgt: Kochen, Schneidern, Reinemachen. Nichtsdestoweniger ist die Frau auch dort ein Geschöpf zweiten Grades, was sich namentlich bei der Geburt von Mädchen zeigt. Will die erste Frau keinen Sohn schenken, so muss eine zweite die Ehre des Hauses retten, hat daneben aber keine Rechte und ist der ersten sozial unterstellt. In den Tagen des Werbens ist die Frau aber auch dort der poetische Inhalt des Lebens, was sich in folgendem chinesischen Gedicht¹ zeigt:

Vor dem Tore der Stadt im Osten,
Sieht man zahllose, schöne Frauen,
Welche den Wolken gleichen:
Doch ob sie auch den Wolken gleichen,
Sie sind nicht der Gegenstand meiner Träumen:
Viel teurer ist mir meine Gefährtin,
In ihrem einfachen, weissen Kleide.

¹ Aus: „China und die Chinesen“, von Tschen Ki Tong. Leipzig, Verlag Karl Reissner.

Rings ausserhalb der Mauern der Stadt
Sieht man anmutige, schlanke Frauen,
Die den Blumen des Feldes gleichen.
Doch ob sie den Blumen des Feldes gleichen,
Sie können meine Liebe nicht erringen.
Denn das weisse Kleid und das rosige Gesicht
Meiner Frau sind mein einziges Glück.

(Schluss folgt.)

Dürfen wir die Kinder schlagen?

Jede körperliche Strafe, die wir einem Kinde auferlegen, ist eine Unge-
rechtigkeit.

Für die Erwachsenen ist die körperliche Züchtigung abgeschafft, für die
schwächere Jugend haben wir sie bestehen lassen. Mit welchem Rechte? Mit
gar keinem. Wir taten es aus Gedankenlosigkeit und aus einem angeborenem Trieb,
diejenigen Wesen zu peinigen, die in unsere Hand gegeben sind.

Nur wenn man für die erwachsenen Personen die Prügelstrafe wieder ein-
führte, bestände die körperliche Züchtigung an Kindern zu Recht. Denn die
Erziehung soll auf das Leben vorbereiten. Wir aber bestrafen unsere Kinder
viel härter, als der Staat seine schuldigen Bürger. Mich wundert gar nicht,
dass ein verprügelter Junge des Zuchthauses lacht.

Wenn eine Frau von ihrem Manne geschlagen wird, so ist jedermann ent-
rüstet. Wenn aber die geschlagene Frau hingeht und ihr Kind mit Ruten streicht,
so finden dies die meisten Menschen ganz in Ordnung, und doch ist das Kind
viel mehr zu bedauern als die Frau; denn es ist hilfloser und schwächer. Nicht
nur im Kriege zeigt sich die ursprüngliche Wildheit des Menschen. Alle Tage
beinahe sind wir noch Barbaren und merken es nicht einmal, so tief eingewurzelt
sind unsere ererbten grausamen Gedankenlosigkeiten.

Die Kinder sind die Sklaven des XX. Jahrhunderts. Man höre einmal zu,
was einem Kinde tagsüber alles geboten und verboten wird! Neun Zehntel der
Befehle geben die Eltern um ihrer Bequemlichkeit willen. Es ist schon ein sehr
günstiger Fall, wenn ein Zehntel der Vorschriften im Hinblick auf ein erziehe-
risches Ziel gegeben werden. Wer diese gequälten Sklaven liebt, wird daran
arbeiten, sie von Willkür und Grausamkeit zu erlösen.

Einmal in meinem Leben habe ich einem Buben eine Ohrfeige gegeben.
Es war in der Pause. Ich sah, wie ein kräftiger Bengel ein zartes Büblein mit
„Kopfnüssen“ traktierte. Da nahm ich ihn beim Schopf. Das reut mich nicht.
Wenn ein Kind um sich haut oder ein Tier quält, ich glaube, in diesem Fall
hat man die Pflicht, es wieder zu schlagen. Womit man sündigt, sollte man
bestraft werden.

Als Einwand gegen die Aufhebung der Körperstrafe wird oft der Bibel-
spruch gebraucht: „Wer seiner Rute schonet, der hasset seinen Sohn; wer ihn
aber lieb hat, der züchtigt ihn bald.“ Wenn es gilt, einen alten Brauch zu
stützen, dann bringt man gern ein Bibelwort zur Stelle und meint, das sei ein
Argument, mit dem man jeden Widerspruch totschiessen könne. Aber ein Bibel-
spruch ist kein Argument, es sei denn für einen Menschen, der genau nach den